



NANCY
BILYEAU

dtv
ebook

DIE
PROPHEZEIUNG
DER NONNE

ROMAN

Kapitel 1

Canterbury, 25. September 1528

Noch bevor der erste Windstoß heranfuhr, noch bevor ich seine heftige Bewegung spürte, merkten unsere Pferde, dass sich etwas zusammenbraute.

Ich war siebzehn und auf dem Weg nach Canterbury, eine weite Reise von den Midlands aus, wo mein Zuhause, Stafford Castle, war. Mein Vater reiste jedes Jahr zu Herbstbeginn nach London, um sich dort um die Familiengeschäfte zu kümmern. Er hatte nicht gewollt, dass meine Mutter und ich ihn begleiteten. Nach einem sommerlichen Ausbruch des Schweißfiebers im Süden des Landes fürchtete er dort unser beider Leben durch die Nachwehen der Seuche gefährdet. Doch meine Mutter war nicht von ihrem Plan abzubringen. Sie sehe mein Leben weit ernstlicher gefährdet, erklärte sie ihm, wenn ich mich nicht endlich zu der bekannten heilkräftigen Quelle in Canterbury begäbe, um von der Melancholie befreit zu werden.

In London ließen wir meinen Vater in unserem Haus am Strand zurück, während wir mit zwei Bediensteten zu Pferd nach Canterbury weiterreisten. Am Tag nach unserer Ankunft ritt meine Mutter voll freudiger Erregung mit mir zur Küste, um mir das Meer zu zeigen. Doch als wir dort ankamen und ich zum ersten Mal die brodelnden grauen Wellen erblickte, schlug die Stimmung meiner Mutter unerwartet um. Sie hatte das Meer nicht mehr gesehen, seit sie mit vierzehn Jahren als Hofdame Katharinas von Aragón aus Spanien nach England gekommen war, und nachdem sie einen Moment schweigend dagestanden hatte, begann sie zu weinen. Ratlos wartete ich, während sie herzerrei-

ßend schluchzte. Erst als ich zaghaft ihre Schulter umfasste, beruhigte sie sich.

An unserem dritten Tag in Canterbury wurde ich zu der Heilquelle geführt. Unter einem hohen Haus in einer vornehmen Straße befand sich eine uralte Grotte. Wir stiegen eine Treppe hinunter, und unten halfen mir zwei kräftige junge Frauen in ein steinernes Badebecken, in dem bis zum Rand beißend riechendes Wasser aus einer unterirdischen Quelle sprudelte. Ich blieb reglos darin sitzen. Ab und zu konnte ich unter dem wallenden Wasser verschwommene Farben erkennen: helles Rotbraun und tiefes Blaugrau. Mosaiken, wurde uns erklärt.

»Das Bad wurde von einem Römer gebaut«, berichtete die Frau, die die Behandlung verabreichte. »In der Römerzeit gab es in der Stadt ein Forum, es gab Tempel und sogar mehrere Theater. Dann verfiel sie, bevor die Angelsachsen auf ihren Überresten eine neue Siedlung errichteten. Aber unter dem Erdboden ist sie immer noch da. Eine Stadt unter der Stadt.«

Die Baderin drehte meinen Kopf bald hierhin, bald dorthin. »Wie ist Euch jetzt, Miss? Fühlt Ihr Euch kräftiger?« Sie war sehr darauf bedacht, uns gefällig zu sein. Außerhalb Londons und der adeligen Gesellschaft war nicht bekannt, wie tief unsere Familie durch den Sturz des Herzogs von Buckingham, des ältesten Bruders meines Vaters, gefallen war. Er war hingerichtet worden, nachdem man ihn fälschlich des Hochverrats bezichtigt hatte, und beinahe der gesamte Grundbesitz der Familie Stafford war von der Krone eingezogen worden. Hier, in einer Badestube in Canterbury, wurden wir immer noch für bedeutende Leute gehalten.

»Mir ist besser«, murmelte ich. Die Frau lächelte stolz. Ich warf meiner Mutter einen Blick zu. Sie seufzte. Sie konnte ich nicht täuschen.

Am nächsten Morgen wollten wir eigentlich die Rückreise nach London antreten. Doch in aller Frühe, als ich noch im Bett lag, kam meine Mutter und legte sich zu mir. Wie früher, als ich noch klein gewesen war, strich sie mir durch die Haare, die so

dunkel waren wie ihre. Die ihren lichteten sich später – sie fielen ihr in Büscheln aus, um die Wahrheit zu sagen –, doch sie wurden niemals weiß. »Juana«, sagte sie, »ich möchte mit dir noch eine junge Ordensschwester aufsuchen.«

An dem Plan war nichts Absonderliches. In Spanien verbrachte die Familie meiner Mutter so viel Zeit wie möglich mit Angehörigen christlicher Ordensgemeinschaften. Man besuchte die Klöster in den Hügeln Kastiliens, um in den Kirchen dort zu beten, den heiligen Reliquien seine Ehre zu erweisen oder in asketisch eingerichteten Zellen eine Nacht lang zu meditieren. Wie arm England im Vergleich dazu sei, war eine gewohnte Klage meiner Mutter. Die Ordenshäuser rund um Stafford Castle konnten sie nicht beeindruckten. »Nicht ein einziger Mystiker weit und breit«, mäkelte sie gern.

Während wir uns fertig machten, erzählte mir meine Mutter die ungewöhnliche Geschichte der Benediktinerin Schwester Elizabeth Barton. Noch vor zwei Jahren war sie Bedienerin beim Verwalter des Erzbischofs von Canterbury gewesen. Dann wurde sie krank und lag wochenlang ohne Besinnung. Als sie gesundet erwachte, galt ihre erste Frage einem Kind, das in der Nähe lebte und ebenfalls erkrankt war – jedoch erst, *nachdem* sie das Bewusstsein verloren hatte. Wie hatte sie vom Schicksal des Kindes wissen können? Von diesem Tag an war es ihr gegeben, Dinge wahrzunehmen, die sich in anderen Räumen und anderen Häusern, selbst Meilen entfernt, ereigneten. Die Leute, die Erzbischof Warham zu ihr schickte, um den Fall untersuchen zu lassen, bestätigten, dass ihre Gabe echt sei. Darauf wurde entschieden, dass die junge Dienstmagd ins Kloster eintreten und so vor den Einflüssen der Welt geschützt werden solle. Elizabeth, von vielen die heilige Maid von Kent genannt, lebte nunmehr zurückgezogen im Benediktinerinnenkloster St. Sepulchre in Canterbury, wo sie jedoch hin und wieder verzweifelte Ratsuchende empfang.

»Ihre Gebete könnten hilfreich sein.« Meine Mutter schob mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte ich einer Begegnung mit einer solchen Frau voll Spannung

entgegengefiebert. Jetzt empfand ich nichts dergleichen. Schweigend ließ ich mir von unserer Zofe beim Ankleiden helfen.

Als ich vor mehr als einem Jahr vom Hofe heimgekehrt war, sprach ich nicht mehr. Die meiste Zeit weinte ich oder lag zusammengekrümmt wie ein kleines Kind in meinem Bett. Meine Mutter musste mich zwingen zu essen. Alle schrieben mein Verhalten dem Schock über die Forderung des Königs nach einer Aufhebung seiner Ehe mit Katharina von Aragón zu. Gleich an meinem ersten Tag als Hofdame der Königin, der auch meine Mutter schon gedient hatte, wurde ich Zeugin der lauten verzweifelten Klagen Katharinas. König Heinrich stürmte hochrot vor Wut aus ihrem Gemach, nachdem er ihr eröffnet hatte, er wolle seine Ehe mit ihr annullieren lassen. Natürlich war das ein erschreckendes Erlebnis gewesen. Meine Mutter allerdings argwöhnte von Anfang an, dass etwas anderes mir auf dem Gemüt lastete, und bedrängte mich immer wieder mit Fragen. Doch ich dachte nicht daran, ihr oder meinem Vater die Wahrheit zu offenbaren. Nicht nur meine abgrundtiefe Scham hinderte mich daran, sondern auch die Sorge um meine Eltern. Wenn mein Vater erfahren hätte, dass George Boleyn, der Bruder der königlichen Mätresse, der sich etwas darauf zugutehielt, ein Favorit des Königs zu sein, versucht hatte, mir Gewalt anzutun, hätte keine Macht der Welt ihn davon abhalten können, diesen Menschen zu töten. Und meine Mutter, in deren Adern das Blut alten spanischen Adels floss, wäre in ihrer Rache noch weiter gegangen. Ich schwieg, um meine Eltern zu schützen. Ich gab mir selbst die Schuld an dem, was mir zugestoßen war, und wollte um keinen Preis wegen dieser Torheit das Leben meiner Eltern – und das der ganzen Familie Stafford – zerstören.

Gegen Ende des Sommers 1527 ergriff eine Art Betäubung von mir Besitz. Mir war diese Rast nach dem Toben der Gefühle willkommen, aber meiner Mutter bereitete meine Interesselosigkeit an allem, was mir früher so viel bedeutet hatte, Bücher und Musik vor allem, tiefe Sorge. In den folgenden Monaten – dem längsten Winter meines Lebens – trieb ich in einer grauen Leere da-

hin. Der Arzt, der nach Stafford Castle geholt wurde, sprach von Melancholie. Der Bader widersprach und erklärte, meine Körpersäfte seien nicht ausgewogen, die schwarze Galle überwiege allzu sehr. Die vorgeschlagenen Behandlungen standen in Widerspruch miteinander. Meine Mutter stritt mit den beiden Heilkundigen und beschloss schließlich, sich bei meiner Pflege lieber auf ihren eigenen Instinkt zu verlassen. In der Tat erlangte ich meine körperliche Gesundheit wieder, doch mein Gemüt blieb gedrückt. Meinen Verwandten gefiel die stillere, gefügige Joanna – ich war immer ein eigenwilliges Mädchen gewesen –, meine Mutter jedoch sorgte sich.

Als wir an jenem Morgen in Canterbury zum Aufbruch bereit waren, erklärte meine Mutter, wir kämen ohne Bedienstete zu recht. Das Kloster St. Sepulchre befinde sich nicht weit außerhalb der Stadtmauern.

Unsere Zofe freute sich über die Aussicht auf einige Stunden ohne uns. Anders der Diener, den mein Vater uns zur Begleitung mitgegeben hatte. »Sir Richard hat mir ausdrücklich befohlen, stets an Eurer Seite zu bleiben, Lady Stafford«, sagte er.

»Und ich befehle dir, dich anderswie zu beschäftigen«, gab meine Mutter ungeduldig zurück. »Canterbury ist eine anständige Stadt, und ich kenne den Weg.«

Der wütende Blick des Dieners folgte ihr, als sie sich abwandte. So sehr die Bediensteten meinen Vater verehrten, so wenig mochten sie meine Mutter. Sie war schwierig – und sie war eine Fremde. Fremden konnte man nicht trauen, schon gar nicht solchen, die so gebieterisch auftraten wie meine Mutter.

Es war ein schöner Tag, milder als zu dieser Jahreszeit zu erwarten. Wir folgten der Hauptstraße, die aus der Stadt hinausführte. Mächtige alte Eichen säumten sie zu beiden Seiten. Als wir uns der niedrigen, vermutlich von den Römern errichteten Stadtmauer näherten, blieb mein Pferd plötzlich stehen. Ich schüttelte leicht die Zügel, aber anstatt sich wieder in Gang zu setzen, tänzelte das Tier seitlich von der Straße. Ich hatte das bei meinem Pferd noch nie erlebt, und auch bei keinem anderen.